

Miriam Margraf

Auffindung eines historischen Helden

Vermessenheit. Das war es wohl. Diesen Roman schreiben zu wollen als wahrhaftige Geschichte!

ANTONIO.

Fakten!

Ihr könnt mir viel erzählen. Ich habe eigene Ohren, um zu hören: Eine Geige ist in den Frühling verliebt. Und sonst? Eine vergessene Oper. Eine? Handschriften sind unauffindbar. Wie soll ich denn dieses Stück aus einer verschollenen Partitur dirigieren? Ein Stück, das vielleicht gar nicht existiert, eine Fabel, die es nicht gibt, ihre Darsteller: hergeliehen aus einer anderen Geschichte, der wahrhaftigen, die nie geschrieben wird. Aber wir haben einen Taufschein, wir haben sechs Porträts, zwei davon verbürgt, vierzehn Briefe, wir haben Autographe, wir haben jede Menge Fakten!

Und dennoch weiß ich nicht einmal, wie er gesprochen hat. Heutzutage gibt es Leute, die reden nur vom Fußball.

- Wußten Sie, daß er an Syphilis starb? – Ich halte das für ein Gerücht.
- Es ist bewiesen. – Widerlegt!
- Es hieß: „innerer Brand“.
- Also ist es bewiesen.
- Im Gegenteil.
- Vielleicht ist er gar nicht gestorben.

Fakten?

Ich will keine Fakten.

Die Geschichte hat sich selbst ausgelöscht. Sie wurde gelebt. Nur Fetzen noch auffindbar. Partiturseiten in verstaubten Archiven, vermutlich von seiner Hand. Rührt nicht daran, es zerfällt!

Ich will mich also erinnern:

„Es harrt auf der Brücke, die Geige im Arm,
der sonderbar liebliche Priester,
von der Lagune her
schreien die Möwen,
und Tauben kommen,
zu rasten
in seinem grellroten Haar,
brennend
im schwindenden Licht,
...“

Ich habe den Klang im Ohr: Eine Geige ist in den Frühling verliebt. Ich begeben mich auf die Suche.

Aber es ist völlig unmöglich, sich zu erinnern, auf der Ponte della Libertà und bei diesem Tempo, nachts um halb zwei, im Wagen mit Klimaanlage. Kein schlingerndes Schiff, doch unter uns die Lagune, kein Möwenschrei, aber aus dem Radio Angelo Branduardi. Versteht ihr, es ist völlig unmöglich!

Doch dann, im Hotel Gabrielli, hört man die Kähne, die vertäut sind am Kai, gegen die Stege schlagen. Tatsächlich schrägt eine Möwe vom Fenster vorbei. Mit dem ersten Licht kommen die Händler und lärmern. Und San Giorgio Maggiore erweist sich nicht als Legende. Fragmente. Besser als gar nichts. Seit Jahrhunderten poltern Kähne ans Ufer, fliegen Möwen, schreien Händler, aufersteht morgens die Stadt. Es schwemmt hinaus die Arbeiter auf den Canal Grande, Aktentaschen in Händen, gewiß keine Notenrollen. Vaporetto fahren ist wie Straßenbahn und Gondel viel zu teuer; man geht besser zu Fuß.

Erst als zur Siesta die Stimmen ersterben, glaube ich, mich zu entsinnen: Man saß wie eben am Rio di San Severo bei Pesce miste, etwas benommen vom Wein, umlagert von bettelnden Katzen. Es ist sehr einfach, sich jetzt zu erheben, um einen Weg zu finden, der nirgends verzeichnet ist, über die Calle Larga San Lorenzo, an der Fondamenta entlang, durch die Salizzade nach San Giovanni in Bragora. Eine Kirche schart um sich zerfallende Häuser, wohl damals nicht anders als heute. Wäsche ist über den Platz gespannt von Fenster zu Fenster, im Mittag dösen fünf fette Kater, graurot-weiß und schwarz getigert, der Händler schläft neben der Ware. Es könnte tatsächlich jemand Geige spielen. Was bedeutet es, hier geboren zu sein? Wenn ich die Augen schließe, höre ich von ferne noch immer die polternden Kähne und wie hier auf dem Canaletto ein Gondoliere leise das Ruder ins Wasser taucht.

Ich weiß es wieder. (Man ging ja an so vielen Tagen den Weg zum Ospedale della Pietà.) Da unter den Dachgärten hindurch. So eng sind die Gassen, daß man die Arme nicht ausbreiten kann. In einer Nische der Schrein mit dem Abbild der heiligen Mutter Gottes. Man lächelt ihr zu und eilt weiter zur Calle della Pietà.

Das Mauerpförtchen steht einen Spaltbreit offen, doch Disteln versperren den Zugang. Durch Dornen trete ich ein. Wo Gestrüpp zu erwarten war, liegt ein Garten, wenig verwildert nur, kenntlich sind noch die Wege. Der Springbrunnen trocknete aus. Aber ein verkrüppelter Lorbeer behauptet sein Recht neben Orangenbäumen. An eben der Stelle ruhte man oft. Die Türen zum Haus sind geöffnet. Er war ein kleiner Palazzo. Bis ins Dachgebälk hinauf reicht der Blick, vorbei an den Zwischenetagen. Ich steige die hölzerne Treppe empor. Man meide das morsche Geländer! Bleichgescheuerte Dielen, verschlossene Türen in jedem Geschoß, dann kommt die Stiege zum Boden.

Hier ist es still. Staub flirrt, wo Sonnenlicht gebündelt durch Luken und Ritzen fällt. Die Sicht ist verstellt mit Gerümpel, ein alter Notenständer ist da – und dort auch der lederne Koffer. Er mußte ja auffindbar sein. Die Partituren sind unversehrt, geordnet nach Opuszahlen, wie man sie damals verkaufte, bevor man die Stadt für immer verließ.

„Moyses Deus Pharaonis.“ Doch es ist aussichtslos, die Notenschrift deuten zu wollen: hastige Züge, stenografiert, der Generalbaß unbeziffert, über der Singstimme eine Violine, die niemand mehr spielen kann. Es ist als genial zu verwerfen. Ich kann es getrost zurück in den Koffer legen.

Endlich ist er da, großlos. Ich hatte ihn längst schon erwartet. Er gleicht von Statur einem Knaben, wenn ich aufstehe, ist er kleiner als ich. Das unglaublich

rote Haar trägt er kurz. Er wirkt sehr jung. Falls er nicht gerade asthmatisch hustet, lächelt er so, daß man bezweifelt, ernst genommen zu werden, unter gehobenen Brauenbögen nistet der Spott. Die römische Hakennase ist das einzig Italienische an dem Gesicht. Ein weiter Mantel verhüllt die Soutane. Als er ins Sonnengeflimmer tritt, werden die Haare zur Lohe, und Licht fällt durch die rotblonden Wimpern. Begreiflich, daß sie ihn liebten, seinesgleichen, so wie die Mädchen von der Pietà; für die Damen der Nobili etwas Exotik. Er wird es natürlich bestreiten. Dem ist nichts nachzuweisen. Ein *Enfant terrible*, das seinen Übermut unter gesenkten Lidern verbirgt. So ist es also. Man kennt ihn ja nur mit Geige. Kannte man ihn? Des Frühlings Sänger, nur noch vergleichbar mit Botticelli (der aber viel früher war und überhaupt malte). Selbst der Papst wollte seine Geige hören. Welche? Amati, Stradivari, Guarneri, Ruggieri? – Es ist eine Rechnung erhalten von Mario Selles. – Nie gehört. (So etwas, wie eine echte Meier.) Eine Schnur über ein Waschbrett gespannt, hätte bei ihm auch noch geklungen.

Dieses hintergründige Lächeln zeigt mir an, daß er glaubt, ich wisse nichts von den Obszönitäten am Rand seiner Manuskripte. Aber ich las soeben. In dieser Handschrift: gestochen (im Gegensatz zu den Noten). Eine muntere Beschimpfung phantasieloser Verächter, im voraus, sicherheitshalber, und für spätere Generationen im nachhinein, auf jeden Fall bewahrt. Es war also richtig! *Prete arlecchino!*

„Tuva mirum spargens sonum“, sagt er freundlich, nimmt seinen Koffer und geht.

Das tue ich etwas später auch. Wie soll ich der Frau auf der Treppe erklären, was ich hier suche?

Man kann also daran glauben, daß die Partitur existiert, diese oder eine andere. Man könnte es einfach behaupten. Und dirigiert das eigene Werk.

Sein Gesicht ist nicht zu vergessen. Es war unvermeidlich, daß ich mich verliebte. Die Mitspieler kommen von selbst. Alles wird sich ergeben, wenn ich zu schreiben beginne.

Es ist sehr gut möglich, sich zu erinnern, auf der *Ponte della Libertà* und aus dem *Radio Angelo Branduardi* (mit der Geige am Kinn übrigens auch): „Allora la tromba suonerà...“

„Wenn die Tromba ertönt, wird Feuer und Donner, Regen und Wind unser sein.“

Ich weiß nicht, warum ich daran zweifelte, die Partitur zu finden. Nichts geht verloren. Alles ist greifbar. Jetzt.